

AUS DEM GENERAL-ANZEIGER (BONN) VOM 12. MAI 2014

Haus mit Geschichte

SITTENGEMÄLDE Ein leer stehendes Wohnhaus verrät viel über das Leben seiner ehemaligen Bewohner und das Thema Tod.



DREHBUCH

Zeitung General-Anzeiger
Auflage 76.300
Kontakt Jörg Manhold
Telefon 0228 – 668 85 83
E-Mail j.manhold@ga-bonn.de

Idee Es begann bei einem Familientreffen: Ein Verwandter erzählte Jörg Manhold, Regiodesk-Manager des *General-Anzeigers*, von einem seit 14 Jahren leer stehenden Haus, das er gerade gekauft hatte. Als Manhold das Haus besichtigte, war ihm sofort klar, dass er darüber berichten wollte: „Im Inneren war die Zeit stehen geblieben: Das Inventar der letzten Bewohner war unangetastet, aber es wuchs Efeu an den Wänden.“

Recherche Manhold besuchte das Haus in Begleitung des Fotografen Volker Lannert noch einmal. Dabei fand er zahlreiche Fotos und Dokumente der letzten Bewohner. Er fotografierte die Dokumente und

erkundigte sich bei seinem Verwandten über die Identität der Vorbesitzer. Um die Informationen zu prüfen, kontaktierte er das Einwohnermeldeamt.

Umsetzung „Das Leben der Bewohner war prototypisch für die Region“, sagt Manhold. Er schrieb ein „Sittengemälde“, basierend auf den Informationen, die er im Haus fand, und den Angaben seines Verwandten. Zugleich verwies er auf ein allgemeingültiges Thema: „Mich interessierte die Frage, wann das Sterben beginnt – mit dem Schließen der Augen oder schon mit dem Ende aller sozialen Kontakte.“ Auch diese Frage griff er auf.

Aufwand Das Sichten der Unterlagen und das Schreiben des Textes habe jeweils drei Stunden in Anspruch genommen, sagt der Redakteur.

Reaktionen Es gab zahlreiche Leserbriefe, auf der Website wurde der Artikel über 55.000 Mal geklickt. „Der Erfolg dieses mit 440 Zeilen sehr langen Textes stand im Widerspruch zu allem, was wir über Internetdynamiken wissen“, sagt Manhold. Er erklärt sich das mit der Allgemeingültigkeit des Themas: „Einsamkeit im Alter kann jeden treffen. Der Text führte den Leser auf sich selbst zurück.“



Jörg Manhold ist Regiodesk-Manager beim General-Anzeiger.

drehscheibeTIPP

Verschwundene Orte: Die Redaktion sucht nach Häusern, die inzwischen abgerissen wurden, und interviewt ehemalige Bewohner: Wie wohnte es sich in dem Haus? Welche Geschichten gibt es darüber zu erzählen?

Was vom Leben übrig bleibt: Ein Schicksal in Deutschland



Als sei das Bett eben erst verlassen worden.



Das Hochzeitsbild – inmitten eines Schmetterling-Friedhofs.



Der Kalender in der Speisekammer zeigt den Monat Dezember 1982.



Einnachgläser und Medikamente im Vorratsraum.



Der Wecker tickt seit 14 Jahren nicht mehr.

Das Haus

Vor 14 Jahren verlässt eine alte Dame ihr Zuhause in Lohmar. Sie muss ins Altenheim. Ihre Wohnung bleibt unverändert zurück und führt seither ein lautloses Eigenleben. Innenansichten eines Ortes, an dem die Zeit nur vermeintlich stehen geblieben ist

Von Volker Lannert (Fotos) und Jörg Manhold (Text)

Als Hubertine P. vor 14 Jahren die Haustür hinter sich zuzog, war es ein Abschied für immer. Nie mehr würde sie in ihr Haus im Hammerschbüchel 6 zurückkehren. Sie nahm nur mit, was in ihren Koffer passte. Den konnte sie nicht mehr tragen, und auch sie selbst musste gestützt werden.

Hubertine P. stieg in das Auto, das sie ins Altenheim nach Troisdorf brachte. Dort wurde sie immer schwächer, wie das so oft ist, wenn alte Menschen ihre gewohnte Umgebung, ihr Nest verlassen müssen. Drei Jahre später starb sie.

Ihr Haus auf einer Anhöhe in einem ländlichen Ortsteil Lohmars steht heute noch so, wie sie es an jenem Septembertag 2000 verlassen hat. Die Margarine auf dem Küchentisch hat eine braune Haut gebildet, der Pfefferminz-Teebeutel ist mit der Tasse eine inzwischen unlösliche Verbindung eingegangen. Eine Efeuranke hatte die ersten Jahre nur vorsichtig angeklopft, zuletzt aber das Wohnzimmerfenster durchstoßen und sich ins Haus geschlängelt. Dort hat sich das Efeu bald verzweigt und verteilt, soweit das lebensnotwendige Licht dies zuließ. Die Natur steht allzeit bereit, jeden Winkel zu erobern.

September 2000. In Sydney werden die Olympischen Spiele eröffnet. In Prag führen 20 000 Globalisierungsgegner auf die Straße. Der israelische Politiker und spätere Premierminister Ariel Sharon löst mit seinem Besuch auf dem Jerusalemer Tempelberg die Zweite Intifada aus. In einer Volksabstimmung lehnen die Dänen die Einführung des Euro ab. Und Hubertine P. verlässt für immer ihr Zuhause. Ohne dass die Welt davon Notiz genommen hätte.

Der Briefkasten hat inzwischen seine Klappe an Wind und Wetter verloren. Hier kommt schon lange keine Post mehr an. Im Flur stehen zwei Krücken und zwei Gehstöcke in einem Ständer in der Ecke und zeugen davon, warum Hubertine P. ihr Haus für immer verlassen musste. Auf einem Schränkchen nebenan liegt ein Zettel mit drei Telefon-

nummern und einem unleserlichen Stichwort in altdieser Schrift, mit unsicherer, zittriger Hand notiert. Seit 14 Jahren hat die Notiz keine Bedeutung mehr.

Die Erben – entfernte Verwandte der ehemaligen Bewohnerin – haben das Haus vor Jahren verkauft. So wie es da stand. Mit allen Drum und Dran. Am Inhalt des Hauses hatten sie offenbar kein Interesse.

Hubertine P. scheint eine fromme Frau gewesen zu sein. Auf der Kommode im Wohnzimmer steht noch ihr kleiner, privater Hausaltar. Ein gerahmtes Bild von Maria und dem Jesuskind hängt an der Wand. Zwei dicke Kerzen stehen darunter, eine weit abgebrannt, eine unberührt, als Reserve, für den Fall, dass Hubertine P. weiter in ihrem Haus hätte wohnen bleiben können. Und eine Metallkaraffe für die Aufbewahrung von Weihwasser gedacht. Hier war die Katholikin ganz bei sich – und ihrem Gott.

Gleich neben dem Hausaltar liegt eine Ausgabe der „Neuen Post“ vom August 2000. Die Schlagzeile auf dem Titelblatt: „Camilla: Rückfall – dramatische Entwicklung.“ Im

nummern und einem unleserlichen Stichwort in altdieser Schrift, mit unsicherer, zittriger Hand notiert. Seit 14 Jahren hat die Notiz keine Bedeutung mehr.

Hin und wieder gab es Ärger mit dem Besitzer der Stallungen, die Josef gepachtet hatte. Davon zeugt ein reger Briefwechsel zwischen dem Rheinischen Landwirtschaftsverband und einem Rechtsanwalt der gegnerischen Partei. Es ging um die Instandsetzung eines Speicherfußbodens und die Verwendung von Mist und Jauche.

Am 31. Oktober 1966 starb Josef. Seither wohnten die beiden Schwestern, die verwitwete Maria und die unverheiratete geliebte Hubertine, alleine in dem Haus. Ab diesem Tag schafften die beiden nicht mehr viel Neues an. Sie begnügten sich damit, Vorhandenes zu pflegen und, wenn nötig, wieder instand zu setzen. Gerade so, wie man es macht, wenn man kein Geld hat. Auch deshalb wirkt das Haus heute so, als sei es nicht erst vor 14 Jahren, sondern schon vor mehr als 40 Jahren verlassen worden.

Maria erhielt eine Witwenrente von 67,10 Mark im Monat. Sie hatte sich ein bisschen mehr erhofft und wollte sich von der Rentenkasse die Soldatenjahre ihres Mannes während des Zweiten Weltkrieges anerkennen lassen. Die ernüchternde Antwort der Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz: „Durch den Entlassungsgeschein ist zwar nachgewiesen, dass Ihr Mann am 24.5.45 entlassen wurde, aber der Beginn der Kriegsdienstzeit fehlt.“

Anfang der 80er Jahre ging es Maria immer schlechter. Es war die Zeit, als Helmut Kohl zum Bundeskanzler gewählt wurde, von der Wiedervereinigung Deutschlands aber noch niemand zu träumen wagte. Im Dezember 1982 also hörte Maria auf, den Kalender in der Speisekammer zu erneuern. Sie konnte nicht mehr. Sie hatte keine Kraft mehr. Es dauerte dennoch weitere vier Jahre, bis sie ihrem Mann Josef in die Ewigkeit folgte.

Nachdem sie gestorben war, lebte ihre Schwester Hubertine allein im Hammerschbüchel 6. Sie besaß lebenslanges Wohnrecht in dem Haus. Sie zog vom Gästezimmer ins wesentlich größere Schlafzimmer. Dort entfernte sie aus dem Ehebett eine der beiden Matratzen. Die brauchte sie nicht mehr.

Dieser Zustand ist noch heute konserviert, als hätte sie erst gestern aufgeräumt. Das Kopfkissen wirkt wie frisch aufgeschüttelt. Hubertine mochte es nicht, wenn es unordentlich aussah. Auf dem Schrank stapeln sich die Herz- und Kreislauf-Medikamente, die Schubladen sind voll mit Arzneien, die Vorratskammer ebenso. Die Jägermeister-Flasche auf dem Nachttisch ist leer, wurde aber offenbar zu Hubertines Lebzeiten nur in medizinischen Dosen eingesetzt. Sparsam war sie. Sehr sparsam. Zuletzt hat sie praktisch nur noch Quark zu sich genommen. Der war billig und nahrhaft. Neben dem Bett stapeln sich dessen leere Plastikpackungen. Im Kleiderschrank biegt sich die Metallstange unter der Last der Kittel und Mäntel. Hubertine



Verlassen und vergessen: Ein Haus in einer bäuerlich geprägten Gegend von Lohmar. Seit 14 Jahren hat es kein Mensch mehr bewohnt. Außen nagt der Zahn der Zeit, innen breitet sich ein Biotop aus.

besaß nur zwei Modelle, aber die in unterschiedlichen Farben. Und weggeworfen wurde nichts. Sie bevorzugte grüne und blaue Blüchennur.

Auf dem Boden liegt noch immer das Hochzeitsfoto von Maria und Josef mit der ganzen Familie. Es ist in Schwarz-Weiß und zeugt von einem glücklichen Tag. Einem der wenigen. Drumherum liegen auf dem Boden vertrocknete Schmetterlinge. Die Tiere fanden nicht mehr hinaus in den vergangenen

Jahren, als der Winter zu Ende war und sie den Frühling in der Luft tanzend feiern wollten. Ein Exemplar sitzt wie lebendig auf einer Ecke des Fotos. So widersprüchlich kann sich die Vergänglichkeit tarnen.

So wie Hubertine P. ging es vielen alten Menschen jener Generation, denen noch beide Weltkriege in den Knochen stecken. Vor allem auf dem Land führten sie lange ein entbehrungsreiches, alternativloses Leben. Sie fügten sich in ihr von Gott zugewiesenes Schicksal.

Im Alter bietet sich nur wenig als Stütze an. Die Medikamente und ihr Glaube an die Segnungen der Pharmazie machen den Alltag erträglich. Die regelmäßigen Besuche beim Arzt, beim Apotheker und in der Kirche schaffen ihnen die einzigen, kurzen, oberflächlichen Sozialkontakte. Ihr Abschied vom Leben beginnt schon viel früher als in den letzten Lebensstadien. Auch Hubertine erlebte diesen schleichen Tod auf Raten. Wie anders muten dagegen heutige Beschreibungen

der Generation 60+ an: Senioren werden aktiv alt. Sie treten nach dem Berufsleben ihre dritte Lebensphase an, die ihnen noch viele Möglichkeiten bietet. Sie haben laut Studien der Altersforscher mehrheitlich Vermögen, sind lebenslustig und aktiv. Sie reisen, halten sich fit und betreiben lebenslanges Lernen. Sie sind zufrieden mit ihrem Leben und mit dessen Möglichkeiten. Wurden erstmals 50-Jährige dem alten Eisen zugerechnet, haben etwa Seniorentreffs für Men-

schen ab 65 heutzutage starke Nachwuchssorgen, weil sich kaum noch jemand freiwillig zu den Senioren rechnet. Jene Phase des aktiven Alters hatte sie niemanden mehr zum Reden. Sie musste fortan ihren Alltag alleine organisieren. An dem Haus, das ja noch wie in den 60er da stand, konnte sie selbst nichts mehr machen. Davon zeugt auch heute noch der ausgeisener Kohleofen, auf dem die alten Blechtöpfe stehen. Eine Suppenkelle darin verrät: Zuletzt gab es Eintopf. Vielleicht „quer

Der Aktionsradius wird eingeschränkt. Die Mobilität ist passé. Das erlebte auch Hubertine P. Als ihre Schwester Maria 1986 starb, hatte sie niemanden mehr zum Reden. Sie musste fortan ihren Alltag alleine organisieren. An dem Haus, das ja noch wie in den 60er da stand, konnte sie selbst nichts mehr machen. Davon zeugt auch heute noch der ausgeisener Kohleofen, auf dem die alten Blechtöpfe stehen. Eine Suppenkelle darin verrät: Zuletzt gab es Eintopf. Vielleicht „quer

durch den Garten“. Die gehäkelten Topflappen hängen noch am Haken, und das Geschirrtuch ist über die Ofenumfassung geworfen, als seien damit kürzlich noch Teller und Tassen abgetrocknet worden.

Auf dem hölzernen Fußboden hat sich eine Bahn der Deckentante abgelegt, die sich im Lauf des vergangenen Jahrzehnts durch die Feuchtigkeit löste. In dem geflochtenen Korb neben dem Ofen liegen noch Holzscherte. Nein, nicht erst vor 14 Jahren, hier ist die Zeit tatsächlich schon vor einem halben Jahrhundert stehengeblieben.

Draußen an der Stalltür hängt noch immer ein Thermometer mit der Aufschrift „Für den Fortschritt in der Melktechnik – Westfalia System“. Es ist eine Werbung für ein Melkkühlungssystem. Vor fünf Jahrzehnten angebracht. Deutsche Wertarbeit: Das Thermometer zeigt noch immer die richtige Temperatur. Hubertine hatte seit 1986 nicht mehr viele Möglichkeiten. Sie lebte zurückgezogen, hatte kaum Kontakt zu den Nachbarn. Sie war froh, wenn sie das tun konnte, was sie in ihrem bisherigen Leben so regelmäßig gepflegt hat: Auf den Doktor hören, Obst einmachen und beten.

An vielen Stellen im Haus sind Karten mit Psalmenworten deponiert. Über dem Bett hängt ein Holzkreuz. Dahinter klemmt ein vertrockneter Palmzweig. Der ist übrig geblieben vom Kirchbesuch am Palmsonntag des Jahres 2000.

Und an einer Wand hängt ein kleines Bild vom Erzengel Michael, dem Bezwinger des Satans und dem Schutzherrn der Deutschen. Er ist der Hüter des Tores zum Paradies. Und danach sehnte sich Hubertine nach diesem Leben. Denn ausgelassene Freude war für sie nicht an der Tagesordnung. Einmal unternahm sie eine Dampferfahrt auf dem Rhein. Eine Autogrammkarte des kölischen Sängers Ludwig Sebus dokumentiert den Ausflug in die große, weite Welt. Da war sie ein Moment unbeschwert.

Nach ihrem Tod im Altersheim brachte jemand ihre wenigen Habseligkeiten in ein paar Tüten in das Haus zurück, legte sie aufs Bett und verschwand. Dazu alte Fotos, die Hubertine nicht missen wollte und für die sich jetzt niemand mehr interessiert. Außerdem ein paar Kleidungsstücke. Das ist alles, was von ihrem Leben übrig blieb.

Ein junger Landwirt von nebenan hat das Haus gekauft und so stehen lassen, wie es war. Er spielt mit dem Gedanken, es abzureufen. Renovieren lohnt sich nicht. Aber er hat keine Eile. Vielleicht ist ja auch ein Filmproduzent interessiert. Im Kölner Raum suchen Filmteams oft nach passenden Drehorten. Nach solchen, die eine andere Welt zeigen. Nicht die banale, von allen jederzeit erforschbare Welt von Google und Facebook. Eine künstliche Welt, die immer so tut, als gäbe es keine Einsamkeit.

Vielleicht sucht eines Tages ein Filmteam nach einem Ort, der nach echtem Leben riecht. Einem Leben, für das sich jemand einmal entschieden hat und dem er die Treue hielt. Bis ganz zum Schluss. Vielleicht auch, weil er keine Wahl hatte. So wie Hubertine P.



Alles blieb – sogar der Hausaltar.



Reklame für Melkanlagen.

Die langen Schatten der Demographie

Mit dem Alter steigt das Einsamkeitsrisiko

Eine Neuigkeit ist es nicht, dass in Deutschland zu wenige Kinder geboren werden, gleichzeitig die Lebenserwartung wächst und die Gesellschaft altert. Deutschland hat schon heute nach Japan die zweitälteste Gesellschaft der Welt. Der demographische Trend wird sich verstärken: Deutschlands Bevölkerung wird bis zum Jahr 2050 von heute 82 auf knapp 70 Millionen sinken.

Das Roman-Herzog-Institut hat in seiner vom Kölner Institut der deutschen Wirtschaft beauftragten Studie „Ein Kompass für Millionen“ ausgerechnet: „Für den Arbeitsmarkt und die Sozialkassen heißt das: Auf 100 Menschen im erwerbsfähigen Alter zwischen 20 und 60 Jahren kommen heute 44 Oldies – im Jahr 2050 werden es mehr als 80 sein.“ Die Zuwanderung bremste zuletzt indes den Bevölkerungsschwund: 2012 hatte Deutschland nach Angaben des Statistischen Bundesamtes einen Einwohnergewinn von 369 000 Personen. Bis 2009 war der Saldo beständig negativ gewesen.

Die Zahlen sagen indes nichts darüber, wie jung oder alt die Einwanderer sind, auch nicht, ob sie erwerbstätig sind. Der Deutsche Städtetag hat vor einer „Armutswanderung“ gewarnt. Das Roman-Herzog-Institut hat ermittelt, wie hoch die Einwanderung sein müsste, sollte auch das steigende Missverhältnis zwischen Erwerbstätigen und über 65-Jährigen kompensiert werden: „Utopische 3,6 Millionen“ Einwanderer wären dazu pro Jahr nötig.“

Die Entwicklung wirft mit unterfinanzierten Pflegeversicherungen und regelmäßigen Skandalen in Alten- und Pflegeheimen ihre Schatten bereits voraus. Auch die Einsamkeit steigt – genauer: die Alterssamskeit. Längst gibt es das Deutsche Zentrum für Altersfragen (DAZ). In der wachsenden Gruppe der 80- bis 85-Jährigen (aktuell über zwei Millionen Personen) sind bei Alleinstehenden manchmal nur noch Ärzte, Apotheker, Pflegekräfte oder Supermarktkassierer die Kontaktpersonen. Zuweilen stehen bei stark eingeschränkter individueller Mobilität maximal 20 Minuten Kommunikation mit anderen Menschen pro Tag vielen Stunden Alleinsein gegenüber. Nach DAZ-Angaben erhält jeder vierte ältere Mensch nur noch einmal im Monat Besuch von Freunden und Bekannten.

In der Anonymität der Stadt ist das Problem stärker ausgeprägt als auf dem Land. Immer wieder kursieren Meldungen durch die Medien, dass in Mehrfamilienhäusern in einer Stadt ältere Menschen sterben und Nachbarn es jahrelang nicht merken. In Bremen hat der Verein „Ambulante Versorgungslücken“ ein Wohlfühltelefon eingerichtet: Für einen kleinen Jahresbeitrag können ältere Mitbürger, die allein leben, sich regelmäßig anrufen lassen. Die Nachfrage steigt. Eine neue umfangreiche DAZ-Studie berichtet jedoch auch von gegenläufigen Entwicklungen: Insbesondere die älteste Altersgruppe weise „den positivsten sozialen Trend“ auf – weniger gefühlte Einsamkeit. Doch sind die Ergebnisse zwiespältig. Klaus Pawltek, Geschäftsführer des Berliner Vereins „Freund alter Menschen e.V.“ skizziert das Grundmitlemma. Ein Grundproblem sei nur schwer aufzubrechen: „Isoliert lebende und sich einsam fühlende alte Menschen tun sich schwer damit, ihre Situation offen zu legen. Einsamkeit wird häufig als selbstverschuldeten“ Mangel empfunden, den man nicht gerne nach außen trägt. Hinzu kommt, dass isoliert lebende Menschen objektiv sehr schwer zu erreichen sind.“ An freiwilligen Helfern mangle es dem Verein jedenfalls nicht. wvw



Die Haustür steht offen.



Kohleofen mit Herd in der Küche.